

Elisabethen-Hospiz in Darmstadt

Bau und Einrichtung des Hospizes werden etwa 1,5 Millionen Euro kosten



DAS GEPLANTE HOSPIZ auf dem Gelände des Elisabethenstifts bekommt keinen Extra-Bau, sondern wird im Erdgeschoss der beiden gelb markierten Neubauten auf der linken Seite untergebracht. (DE-Grafik: Gerhard Berger)

Die Aktion „ECHO hilft!“ unterstützt in diesem Jahr den Bau des stationären Hospizes in Südhessen. Es entsteht in Darmstadt auf dem Gelände des Elisabethenstifts in unmittelbarer Nähe zum Krankenhaus und verschiedenen Einrichtungen der Altenpflege. Zwölf Hospizbetten bieten todkranken Menschen die Chance auf ein Lebensende in Würde. Bau und Einrichtung des Hospizes werden etwa 1,5 Millionen Euro kosten.

Die ECHO-Zeitungen bitten um Spenden, um dieses Bauprojekt voranzutreiben.

Das Spendenkonto:

Elisabethen-Hospiz gGmbH
Kontonummer: 20 28 468
Bankleitzahl: 508 501 50
Institut: Sparkasse Darmstadt

In das Feld „Verwendungszweck“ der Überweisung schreiben Sie bitte das Stichwort „ECHO hilft!“ sowie in dasselbe Feld Namen und Anschrift des Spenders mit Straße und Wohnort.

Etwa so:
„ECHO hilft“, Max Mustermann,
Eichenweg 7, 64289 Darmstadt

Gespendete Summe in Euro (Stand 23.12.2008):

1 7 5 . 1 5 2 , 3 7

Alle Spender, die ihre Anschrift angegeben haben, erhalten per Post eine Spendenbescheinigung vom Evangelischen Hospizverein. Im ECHO und in „Echo Online“ werden alle Spender mit Namen, Wohnort und Spendenbetrag genannt.

Wer nicht genannt werden will, sollte dies bitte auf seiner Überweisung ausdrücklich vermerken. Beispielsweise: „Kein Name“.

Das „Darmstädter Echo“ berichtet bis zum Ende des Jahres regelmäßig über diese Aktion, indem sie Spenderlisten veröffentlicht und über verschiedene Aspekte des Projekts berichtet.

ho
23.12.2008

Äpfel vom Baum und eine Wärmflasche

Palliativstation: Zwei Patienten erzählen von ihren Wünschen, Träumen und Sehnsüchten zu Weihnachten

Auf der Palliativstation des Elisabethenstifts in Darmstadt werden Menschen betreut, die todkrank sind. Wenn sie dort aufgenommen werden, sind sie bereits mehrere Monate lang in anderen Kliniken gewesen. Es kann sein, dass dies die letzte Station in ihrem Leben ist. Ihnen kann eigentlich nur noch ein Wunder helfen. Trotzdem haben sie Träume, Wünsche und Sehnsüchte – und das nicht nur, weil Weihnachten ist. Auf der Palliativstation gibt es sechs Betten. Die Wände sind in hellem Gelb gestrichen. Im Besucherzimmer steht ein Adventskranz. Es sieht aus, wie auf jeder anderen Station auch. „Um sich wohl zu fühlen“, sagt die Ärztin Elisabeth Lohmann, „brauchen Schwerstkranke mehr als nur Medikamente. Sie brauchen Zuwendung.“ Deshalb nehmen sich die Schwestern auch mal Zeit, um die Patienten von Kopf bis Fuß einzucremen oder ihre Füße zu massieren. „Damit sie spüren, das ihr Körper nicht nur schmerzen, sondern auch wohl tun kann.“

Der Kranke im Nebenzimmer hat das Nasenspray mit dem starken Schmerzmittel neben dem Bett stehen. „Das hilft sofort“, sagt er, als sein Blick darauf fällt. „Es ist Morphium.“ Er weiß, dass es süchtig macht und deshalb überwiegend bei Palliativ- und Tumorpatienten im fortgeschrittenen Stadium eingesetzt wird. Jürgen L. hat einen Darmtumor. Er ist Ende 40. Als er auf die Palliativstation kam, war er geschwächt von unzähligen Eingriffen. Er hatte keine Kraft mehr und wollte nicht mehr leben. Einige Wochen danach geht es ihm besser. Über Weihnachten kommt er nach Hause – „da sehe ich mal wieder was anderes“. Er liegt auf der Seite und blickt zum Fenster. Auf der Station fühlt er sich gut aufgehoben – „kaum war ich hier, setzte sich doch sofort der Chefarzt eine dreiviertel Stunde zu mir ans Bett. Wir haben über alles geredet, über die Krankheit, über Privates.“

Jürgen L. liest jeden Tag Zeitung, schaut Nachrichten. Er hat viel Zeit, nachzudenken. Über die Welt, über das Leben, über das Sterben. Die Menschen sind doch dumm, sagt er. Anders könne er es sich nicht erklären, dass es im 21. Jahrhundert noch Kriege und Waffen gebe. Dann erzählt er, dass seine Frau aus Indonesien kommt. Dort sei der Familienzusammenhalt besonders groß. Einer helfe dem anderen. „Das finden Sie hier nicht.“ Er sagt es ohne Bitterkeit. Sein Blick wandert zum Fenster. „Dort, der Baum, sehen Sie ihn?“ Früher hätte er ihn auch nicht weiter beachtet. Heute bewundere er den Kreislauf der Natur, das Aufblühen im Frühjahr, das Absterben im Herbst. „Es ist eine gewaltige Kraft, die die Natur hat“, sagt er. Leider habe er keinen Garten mehr. Früher, als er noch im Schwarzwald lebte und als Koch arbeitete, hatte er einen großen Garten, mit viel Gemüse und Äpfeln, die seine Kinder direkt vom Baum essen konnten. „Ach, das waren noch gesunde Äpfel, ganz ohne Chemie.“

Die Ärztin kommt ins Zimmer. Sie erfasst die Stimmung sofort. „Auch wir Menschen sind Teil eines Kreislaufes“, sagt sie. „Wenn wir sterben, zerfallen unsere Körper in Kohlenstoffatome.“ Es gehe nichts verloren. „Da kann man dann Diamanten draus machen“, sagt Jürgen L. und lächelt. Wo die Seele nach dem Tod hingehe, das wisse niemand. „Tja“, sagt er leise und erzählt von den Pappeln am Rhein bei Gernsheim, wo er aufgewachsen ist. Wenn man die großen Bäume absäge, trieben im nächsten Frühjahr die grünen Schösslinge wieder aus. „Die Natur ist so stark“, sagt er, „ganz stark“.

„Auch Schwerkranke können das Leben in kleinem Maß genießen“, sagt Elisabeth Lohmann. Die Ärztin setzt sich auf der Palliativstation dafür ein, dass die kleinen Freuden nicht zu kurz kommen, immer wissend, dass ihre Patienten in einer wackeligen Phase sind. Ihr Befinden kann jederzeit kippen.

„Ich finde es ganz schlimm, wenn Kinder sterben müssen – sie hatten doch noch gar nichts vom Leben“, sagt Brigitte F. Sie ist Anfang 40 und hat einen vier Jahre alten Sohn, der sie oft in der Klinik besucht. „Ich habe Gummibärchen in der Schublade, das weiß er schon.“ Ihre Diagnose: Lungenkrebs. Im Zimmer von Brigitte F. ist es heiß. Ein kleines Adventsgesteck steht auf dem Tisch.

„Ich kann die Kälte nicht leiden“, sagt sie und erzählt von der Sonne, die vor einigen Tagen geschienen habe. Nur kurz zwar, „aber so was vergesse ich nicht.“ Da sei es ihr nämlich gleich besser gegangen. Seit zwei Wochen ist sie auf der Station. Zuvor war sie in einer Thoraxklinik in Heidelberg zur Chemotherapie. Es ging ihr sehr schlecht danach. „Die haben mich hier wieder aufgepäppelt“, sagt sie und ihr kommen die Tränen, als sie davon erzählt, wie gut sie umsorgt wird. Den Tod und das Sterben vor Augen, sind es Kleinigkeiten, über die sie sich freut. Das ist die Zigarette, die sie im Rollstuhl, draußen vor der Tür, raucht. Oder die Wärmflasche, die die Pflegerin ihr bringt, damit sie ihre Füße, die immer eiskalt sind, aufwärmen kann. Sie freut sich, „dass sie über Weihnachten nach Hause darf. Ein anderer, ein ganz großer Wunsch, ist bereits Wirklichkeit geworden. Sie war bei der Taufe ihres Sohnes dabei. „Das hat mir Kraft gegeben“, sagt sie. Er hat nun eine Patin und einen Paten, die ihm im Leben zur Seite stehen werden. Für die Mutter ist dies

tröstlich, traurig und unfassbar zugleich.

„Es ist wichtig, dass die Kranken sich über möglichst jeden Tag, der gelebt werden kann, freuen“, sagt die Ärztin. Sie erzählt von einem Patienten, der sich am Ende seines Lebens nichts mehr gewünscht hatte, als einmal im Schwarzwald Urlaub machen zu können.

„Da er kein Geld hatte, haben wir über den Hospizverein für ihn gesammelt.“ Vier Tage fuhr er daraufhin in einen kleinen Landgasthof nach Langenordnach, einem kleinen Tal im Schwarzwald. Danach wurde er wieder auf der Palliativstation aufgenommen, fünf Tage später ist er gestorben. Geblieben ist eine Postkarte, die er aus seinem Kurzurlaub geschrieben hatte: „Hier ist es einfach wunderbar“, bedankt er sich, „mit dieser Reise ist mein sehnlichster Herzenswunsch in Erfüllung gegangen.“

Sabine Schiner
24.12.2008

Lesung für eine gute Sache

Benefizveranstaltung mit Walter Renneisen am 11. Januar im Staatstheater



DIE ENTWICKLUNG einer Freundschaft unter dem Einfluss des Nationalsozialismus stellen Walter Renneisen (links) und Jochen Nix mit der Lesung „Empfänger unbekannt“ von Kressmann Taylor dar. (Archivfoto: Günther Jockel)

In den dreißiger Jahren führen der jüdische Geschäftsmann Max Eisenstein und sein Partner Martin Schulse eine gutgehende Kunstgalerie in San Francisco. Dann kehrt Schulse nach Deutschland zurück, wo die Nationalsozialisten die Macht übernommen haben. Per Brief halten die beiden Männer noch Kontakt, doch an der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung jener Jahre zerbricht nicht nur ihre Freundschaft.

Der beliebte Schauspieler und Vortragskünstler Walter Renneisen stellt sein Können auch in diesem Jahr unentgeltlich in den Dienst der Aktion „ECHO hilft“. Gemeinsam mit seinem Partner Jochen Nix trägt er am Sonntag, 11. Januar, um 18 Uhr „Empfänger unbekannt“ vor, einen fiktiven Briefwechsel, den die amerikanische Schriftstellerin und Journalistin Kressmann Taylor 1938 geschrieben hat.

Die Leitung des Darmstädter Staatstheaters hat das Große Haus freundlicherweise wieder für „ECHO hilft“ zur Verfügung gestellt, so dass die Einnahmen komplett für das künftige Elisabethen-Hospiz gespendet werden. Die Eintrittskarten kosten jeweils 20 Euro – auf allen Plätzen, in allen Reihen. Der Verkauf an der Theaterkasse hat begonnen.

ho

Adventskalender

Hospiz kommt aus dem Lateinischen und bedeutet Gastfreundschaft, Herberge. In einem Hospiz fanden im Mittelalter Reisende und Pilger, Obdachlose und Kranke Schutz und Hilfe. Eben dies bietet seit 1999 auch die Hospizgruppe Riedstadt für schwerkranke Menschen und ihre Angehörigen. Der Verein begleitet Menschen auf ihrem letzten Lebensweg, berät und entlastet die Familie und leistet Trauerbegleitung.

Mechthild Herold ist stellvertretende Vorsitzende und Mitbegründerin der Hospizgruppe. Die Idee, eine solche ins Leben zu rufen, sei am Bett einer sterbenden Frau entstanden. „Sie wollte nicht in ein Krankenhaus, wollte aber auch nicht allein sein und hatte keine Verwandten, die sich um sie hätten kümmern können“, berichtet Herold. Die Gestalttherapeutin sah den Bedarf und machte sich gemeinsam mit Gabriela Enderich an den Aufbau des Vereins.

Inzwischen gibt es etwa 17 Ehrenamtliche, die sich in Seminaren für diese Tätigkeit qualifizierten. Nicht jeder sei für die Arbeit geschaffen, meint Herold. Man brauche „vitale Menschen, die ein gutes Lebensgefühl vermitteln. Man muss Menschen lieben und auch Unsicherheiten und Hilflosigkeit aushalten können.“ Dennoch sei die Tätigkeit entgegen mancher Vermutungen nicht nur trist. „Im Gegenteil – sie ist sehr bunt und lebendig“, so Herold. „Die letzte Strecke des Lebens hat viel Lebendigkeit. Vieles löst sich in dieser Zeit, und man ist nah an dem, was wesentlich ist.“ Dadurch nehme sie vieles für ihr eigenes Leben mit und erlebe schöne Momente.

Vor einiger Zeit, so erzählt Herold, äußerte eine schwer kranke Frau den Wunsch, noch einmal auf dem Darmstädter Weihnachtsmarkt Reibekuchen mit Apfelmus zu essen. Sie war damals bereits sehr geschwächt, der Transport schwierig. „Aber wir haben das hinbekommen und sie hat voller Genuss ein letztes Mal ihre Reibekuchen gegessen.“

csi
24.12.2008